

VERÖFFENTLICHUNGEN DER
SCHLESWIG-HOLSTEINISCHEN UNIVERSITÄTSGESELLSCHAFT
NEUE FOLGE — Nr. 26

HEINRICH GREEVEN

DER URTEXT DES NEUEN TESTAMENTS



FERDINAND HIRT IN KIEL

1960

REDE
ANLÄSSLICH DER FEIERLICHEN ERÖFFNUNG
DES REKTORATSJAHRES 1960
AM 16. MAI 1960

COPYRIGHT 1960 BY FERDINAND HIRT IN KIEL
DRUCK UND BUCHBINDERARBEIT: SCHMIDT & KLAUNIG, KIEL

Unsere Theologiestudenten betrachten es heute als etwas ganz Selbstverständliches, die Bibel im Urtext zu studieren. Auch wenn sie bisweilen über das mühevoll Erlernen von Griechisch und Hebräisch seufzen — sie wissen, daß es ohne Kenntnis dieser Sprachen keine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Bibel geben kann. Das ist nicht immer so gewesen. Erst der Humanismus des 15. Jahrhunderts hat den Ruf erhoben: Zurück zu den Quellen! Damit war der damaligen Christenheit die Aufgabe gestellt, sich des Urtextes der Bibel aufs neue zu versichern, nachdem — wenigstens im Abendland — durch das ganze Mittelalter die lateinische Bibel der Kirche genügt hatte. Es ist bekannt, wie in der Reformation diese Parole der Humanisten sich innig verband mit der Forderung, daß der Heiligen Schrift in Sachen des Glaubens und der Lehre die höchste und alleinige Autorität zukomme. Wenn Luther daher die Bibel ins Deutsche übertrug, gehörte es zur Zuverlässigkeit und Dignität dieser Übertragung, daß sie unter ständiger Kontrolle am Urtext erfolgte. Dies ist nun zwar die uns nächstliegende Frucht humanistischer Denkweise; sie darf aber nicht vergessen lassen, daß bereits 1514 eine wissenschaftliche Ausgabe des Neuen Testaments (griechisch-lateinisch) in Spanien fertiggestellt war, ein Unternehmen des Kardinals und Erzbischofs von Toledo, Ximenes de Cisneros, die leider erst 1520 das päpstliche Imprimatur erhielt. So konnte ihr Erasmus mit einem eiligen und wenig sorgfältigen Druck 1516 (ebenfalls griechisch-lateinisch) zuvorkommen und den Ruhm der editio princeps an sich reißen. In zweiter Auflage hat dieser Druck bei Luthers Übersetzung Pate gestanden, wenn auch vermutlich in einem illegalen, unter Mißachtung der kaiserlichen Privilegien entstandenen Nachdruck.

Noch im Jahre 1491 war die erste vollständige hebräische Bibel gedruckt worden. Auch in griechischer Sprache lag das Alte Testament bald gedruckt vor, weil das erwähnte spanische Unternehmen

sich zugleich auf das Alte Testament erstreckte und dasselbe in Hebräisch, Griechisch und Lateinisch darbot. So war in drei bis vier Jahrzehnten die Voraussetzung erfüllt, die ein Studium des Urtextes verlangte: Die Texte in den Originalsprachen standen dank der jungen Erfindung der Buchdruckerkunst weithin zur Verfügung.

Aber was uns so selbstverständlich geworden ist, die Begründung aller Schrift-Theologie auf den Urtext, enthält dennoch ein bleibendes Problem, das ich im folgenden vor Ihnen ausbreiten möchte, indem ich mich von nun an auf das Neue Testament beschränke.

Um es mit einem kurzen Satz zu sagen: Den Urtext besitzen wir überhaupt nicht. Das klingt schlimmer, als es in Wahrheit ist; aber es ist dennoch eine unbestreitbare Tatsache. Das Neue Testament ist bekanntlich eine Sammlung von einzelnen Schriften verschiedener Art, die alle einmal für sich existiert haben, ehe sie — wahrscheinlich zunächst in kleinen Gruppen — zusammengestellt und schließlich zum sogenannten Kanon vereinigt wurden. 27 Schriften sind es, und von keiner einzigen ist uns das Original erhalten; alle sind sie uns nur aus Abschriften bekannt. Vor Erfindung des Buchdruckes kam ja nur handschriftliche Verbreitung in Frage. Von solchen Handschriften besitzen wir rd. 4700 griechische. Nimmt man die Übersetzungen hinzu, die handschriftlich überliefert sind, so erhöht sich die Zahl um rd. 4000 auf etwa 8700 Handschriften. Und — das ist nun das Entscheidende — nicht zwei dieser Handschriften sind gleich. Durch das Abschreiben entstehen fortgesetzt — mit oder ohne Absicht — Veränderungen des Textes. Es dürfte nur ganz wenige Verse im Neuen Testament geben — mir ist bisher kein einziger bekannt geworden —, die einhellig und ohne Schwanken überliefert sind. Lassen Sie mich schon hier hinzufügen, daß der allergrößte Teil dieser Varianten für den Inhalt und die Aussage völlig belanglos ist.

Aber wir sehen uns doch vor die unausweichliche Frage gestellt, wie die verlorengegangenen Originale der neutestamentlichen Schriften nun gelautet haben. Man kann, wenn man den Weg „zurück zu den Quellen“ gewählt hat, nicht irgendwo haltmachen und einen Abschreiber für das Original nehmen. Vielmehr müssen wir die Handschriften miteinander vergleichen und prüfen, auf welche gemeinsame Wurzel das zurückgeht, was wir in so unterschiedlicher Gestalt vor uns liegen haben. Das ist eine kritische Aufgabe, eine Textkritik, wie sie seit nun schon über dreihundert Jahren mit Fleiß und eifrigem Bemühen betrieben wird und zu einer ganzen Reihe von Ergebnissen geführt

hat. Die seitherige Geschichte dieser Textkritik wollen wir heute beiseite lassen; nur ihre Aufgabe sei umschrieben, von ihrer Arbeitsweise ein Bild gegeben.

Die Hauptaufgabe ist bereits genannt: die Wiederherstellung des Urtextes aus den vorhandenen Abschriften. Das bedeutet aber zugleich, weil man ohne das die Hauptaufgabe gar nicht in Angriff nehmen könnte, die Erforschung der Schicksale, die der Text im Laufe der Jahrhunderte und in den verschiedenen Teilen der Christenheit gehabt hat —, eine Textgeschichte also.

Ich könnte mir denken, daß dieser oder jener von Ihnen im stillen erschrocken war, als er hörte, daß von den unzähligen Handschriften des Neuen Testaments nicht zwei miteinander völlig übereinstimmten. Aber ich weiß doch mit Sicherheit, daß einige unter Ihnen sind, die das nicht erschüttern kann. Ich meine die klassischen Philologen. Zwei völlig gleiche Handschriften, so werden sie gedacht haben, kann es ohnehin nicht geben. Und es ist gut so; denn die zweite wäre dann wertlos. Gerade die Unterschiede setzen uns doch in den Stand, die jüngere von der älteren zu unterscheiden, schließlich einen Stammbaum der Handschriften aufzustellen. Die klassische Philologie hat in der Tat eine Textkritik entwickelt, von der für die Textkritik des Neuen Testaments starke Impulse ausgegangen sind. Ich nenne nur den Philologen Lachmann, von dessen Ausgabe des Neuen Testaments 1831 eine neue Epoche der neutestamentlichen Textkritik datiert. Dennoch besteht ein ebenso starker Unterschied zwischen unseren Gebieten, der hauptsächlich in zwei Tatsachen zum Ausdruck kommt. Die erste ist die weitaus größere Zahl der Handschriften für das Neue Testament. Kein Buch, das aus dem klassischen Altertum auf uns überkommen ist, erreicht auch nur von ferne die Zahl der erhaltenen Abschriften des Neuen Testaments. Einige Beispiele mögen zum Vergleich dienen. Von Homers Ilias gibt es über 300 Handschriften. Das Werk des Thukydides ist dagegen nur in 20 Textzeugen erhalten. Vom „Dyskolos“, einer Komödie des Menander, die bisher verschollen und nur aus Zitaten und Testimonien bekannt war, hat man jetzt gerade die erste Handschrift entdeckt, den Papyrus Bodmer IV. Es ist klar, daß Sammeln, Prüfen und Auswerten bei so hohen Zahlen an handschriftlichen Zeugen, wie sie für das Neue Testament zur Verfügung stehen, der gesamten Arbeit am Text schon rein extensiv ein anderes Gesicht geben muß. Aber die ungleich umfangreichere Überlieferung des Neuen Testaments spiegelt — und das ist das Zweite —

zugleich einen Wesensunterschied wider gegenüber derjenigen anderer Literatur, die aus dem Altertum auf uns gekommen ist. Letztere war immer nur für vergleichsweise kleine, gelehrte Gruppen und Schulen von Bedeutung, während das Neue Testament überall im Gebrauch war, wo der christliche Gottesdienst in griechischer Sprache gefeiert wurde —, anfänglich also im gesamten Mittelmeerraum, danach allmählich zurückgehend auf den Bereich der byzantinischen und schließlich begrenzt auf den Raum der griechisch-orthodoxen Kirche. Bei den vergleichsweise selteneren klassischen Autoren kann man nun heute meistens noch erkennen, wie die verschiedenen Handschriften, die uns erhalten sind, der Reihe nach entstanden sind. Bestimmte Methoden erlauben zu entscheiden, ob B eine Abschrift von A ist oder umgekehrt. Manchmal kann man regelrechte Genealogien der Handschriften, sogenannte Stemmata, aufstellen. Das geht aber nur deshalb und nur solange, als einer Handschrift eine einzige andere als Vorlage gedient hat, von der der abgeschriebene Text ausschließlich abhängt. Das war bei wenig verbreiteten Texten wohl die Regel. Eine Abschrift des Neuen Testaments aber stand unter ganz anderen Voraussetzungen. Selbst wenn der Abschreiber eine Vorlage ganz getreu abschrieb, so hatte hernach der Besitzer der Abschrift doch meist zahlreiche Gelegenheiten, seine Handschrift mit anderen zu vergleichen und von dorthier Hinzufügungen, Streichungen oder andere Änderungen zu übernehmen. Das geschah durch Verbesserungen am Rande oder im Text, die der nächste Abschreiber natürlich übernahm. Durch solche Vorgänge aber wird bewirkt, daß man über die Herkunft einer Handschrift keine klare Feststellung mehr treffen kann. Sie stammt sozusagen von mehreren Müttern. Eine Genealogie ist dann nicht mehr aufzustellen. Man nennt eine solche Einwirkung einer Handschrift auf die andere Kontamination. Sie ist bei den Klassiker-Handschriften vergleichsweise seltener, so daß die klassische Philologie sich weithin mit der Feststellung begnügen kann: „Gegen Kontamination ist kein Kraut gewachsen“ (P. MAAS). In der handschriftlichen Überlieferung des Neuen Testaments aber ist Kontamination die Regel. Dadurch ist die Textkritik vor eine erweiterte, erschwerte Aufgabe gestellt. Diese Aufgabe ist und bleibt, den Urtext zu rekonstruieren. Aber wie kann sie angefaßt werden? Wir tun zunächst einen Blick auf das Material, das zur Verfügung steht.

Das Nächstliegende sind natürlich die griechischen Handschriften, die uns erhalten sind. Es handelt sich um bisher 68 Papyrus-Hand-

schriften, von umfangreichen Codices mit über 100 Seiten bis hin zu kleinen Fetzen, nicht größer als ein Daumennagel. Von den neueren Funden ist am weitesten der Papyrus Bodmer II bekannt geworden, der unsere älteste zusammenhängende Handschrift des Johannes-Evangeliums darstellt, Kap. 1-14 vollständig, vom Rest zahlreiche Fragmente, geschrieben bald nach 200. Weitere Papyrus-Funde sind bereits gemeldet, aber noch nicht veröffentlicht. Papyrus als Schreibmaterial unserer Manuskripte tritt seit dem 4. Jahrhundert immer mehr zurück und verschwindet mit dem 8. Jahrhundert fast ganz. An seine Stelle tritt das Pergament, geglättete Eselshaut, ungleich dauerhafter als Papyrus. Denn Papyrus ist nur da erhalten, wo er im Nilsand verschüttet und auf diese Weise konserviert wurde. Außerhalb Ägyptens ist davon so gut wie nichts zu finden. Als dritter Schreibstoff kommt, von Persien her importiert, seit dem 13. Jahrhundert das auf, was wir heute Papier nennen. Als Tinte diente ein Absud von Galläpfeln, der mit Ruß schwarz gefärbt war. Er wurde mit einem Rohr aufgetragen ähnlich einem Federkiel. Man schrieb unseres Wissens in der alten Zeit nicht auf Tischen oder anderen festen Unterlagen, sondern legte das Blatt auf die flache Hand. Auf diese Weise konnten nur wenige Buchstaben pro Minute gemalt werden. Denn bis zum 9. Jahrhundert herrscht in den Handschriften unbestritten die sogenannte Majuskel oder Unciale, das heißt, die Texte sind mit lauter großen Buchstaben geschrieben, ohne Interpunktion, ohne Spiritus und Akzente, die griechischen Lesezeichen. Erst dann kommt die sogenannte Minuskel, eine kursive, das heißt, eine Schrift mit verbundenen Buchstaben, auf und setzt sich rasch durch. Schließlich ist wichtig zu wissen, daß ein Teil unserer Handschriften nicht einen fortlaufenden Bibeltext darbietet, sondern lediglich eine Sammlung der kirchlichen Lesungen, sei es der Evangelien, sei es der Episteln, wie sie an den einzelnen Sonn- und Festtagen in den Gottesdiensten verlesen wurden. Die Zahl dieser Lektionare ist ungefähr 1800, während von Majuskeln rd. 240, von Minuskeln etwa 2500 bekannt sind. Aber fast jeden Monat kommen neue Funde auf; alle paar Jahre muß die offizielle Handschriften-Liste ergänzt werden.

Wer einmal eine Seite einer Majuskel angeschaut hat, begreift leicht, wie es zu den unaufhörlichen Fehlern beim Abschreiben kommen konnte, auf die die unzähligen Text-Varianten zurückgehen. Der Text ist nämlich nicht nur in großen Buchstaben ohne Interpunktion und Lesezeichen geschrieben, er läßt auch zwischen den Wörtern und Sätzen

keine Zwischenräume, so daß nur bei größeren Absätzen Ende und Neuanfang zu erkennen sind. Wie hinderlich das für ein genaues Abschreiben ist, kann jeder selbst ausprobieren. Er braucht nur aus seiner Tageszeitung einen Abschnitt in der erwähnten Art abzuschreiben — also alles in großen Buchstaben, keine Lücken zwischen den Wörtern, keine Satzzeichen — und das einem anderen zum Abschreiben zu geben. Er wird sich wundern, was dabei alles an Fehlschreibungen passieren kann.

Ebenso wichtig wie die griechischen Handschriften sind nun aber die Übersetzungen des Neuen Testaments, wenigstens die ältesten, nämlich die syrische, die lateinische und die koptische. Zwar sind die Handschriften, die auf uns gekommen sind, keineswegs älter als die griechischen. Aber die ersten Übersetzungen sind alle im 2. Jahrhundert erfolgt, und manche Textveränderung ist zwar im Griechischen naheliegend, nicht aber in der Übersetzung, z. B. die Vertauschung ähnlicher griechischer Wörter. In solchen Fällen aber ist etwa der syrische Text auch in einer Handschrift des 5. Jahrhunderts ein sicherer Zeuge für den griechischen Text, der im 2. Jahrhundert übersetzt wurde und von dem wir keine gleichzeitigen griechischen Handschriften haben. Ein Beispiel: 1. Kor. 12, 13 lautet in den meisten Handschriften: „Denn wir sind in einem Geiste alle in einen Leib getauft, sei es Juden, sei es Griechen, sei es Sklaven, sei es Freie; und alle haben wir einen Geist getrunken.“ Der letzte Satz kommt nun aber auch in der Form vor: „Alle haben wir einen Trank getrunken.“ Es ist nur das griechische Wort ΠΝΕΥΜΑ = Geist durch ΠΟΜΑ = Trank ersetzt worden. Die Veränderung ist noch geringer, als sie scheint; denn ΠΝΕΥΜΑ gehört zu den nomina sacra, die in den Bibelhandschriften abgekürzt werden, und wurde ΠΜΑ geschrieben. ΠΟΜΑ ist also nur ein einziger Buchstabe mehr als ΠΜΑ. Natürlich soll „Trank“ dann wohl auf den Kelch des Abendmahls gehen. Aber obwohl außer späten griechischen Handschriften nur Clemens Alexandrinus (um 200) so liest, müßte man ernsthaft eine Verschreibung von urspr. ΠΟΜΑ in ΠΜΑ in Erwägung ziehen, wenn der Text mit ΠΟΜΑ in einer Übersetzung bezeugt wäre. Denn dort fiel die ganze Vertauschungsmöglichkeit, die in der Ähnlichkeit oder ähnlichen Schreibung der griechischen Wörter besteht, fort, und das Vorhandensein der Lesart ΠΟΜΑ wäre für das 2. Jahrhundert bezeugt. Das ist nun nicht der Fall. Dann aber ist es weit wahrscheinlicher, daß ΠΟΜΑ eine wegen des Verbuns „trinken“ naheliegende Konjektur des Clemens Alexandrinus ist, die entweder

in den späten griechischen Handschriften wieder aufgenommen oder selbständig neu geschaffen wurde. Unser Beispiel zeigt, wie die Übersetzungen, obwohl ihre Handschriften im allgemeinen auch erst mit dem 4. Jahrhundert beginnen, für früheren griechischen Text in Anspruch genommen werden können.

Die genannten alten Übersetzungen ins Lateinische, Syrische und Koptische zeichnen sich durch eine bemerkenswerte Freiheit und Selbständigkeit aus. Als sie im 4. und 5. Jahrhundert alle noch einmal überarbeitet wurden, war die Übertragung viel genauer, bisweilen sklavisch dem griechischen Text nachgebildet. Und dieser griechische Text war im wesentlichen schon jener geglättete, kirchlich brauchbar gemachte Text, den die griechische Kirche heute noch gebraucht und der bei uns im Westen seit Elzeviers Drucken ab 1624 als der textus ab omnibus receptus herrschte —, bis Lachmann 1831 seine Ausgabe entschlossen auf die alten Handschriften gründete. Die erwähnte Überarbeitung im 4. und 5. Jahrhundert wurde für die lateinische Bibel von Hieronymus vorgenommen und lieferte die Grundlage für den bis heute in der katholischen Kirche geltenden Text, die sogenannte Vulgata. Aber auch Luthers Übersetzung beruht auf jenem kirchlich approbierten Reichstext, da die von Erasmus als Druckvorlage benutzte Minuskel zu dieser Textform gehörte.

Ein besonderes Schicksal hat der Text des Neuen Testaments im syrischen Sprachgebiet gehabt. Das erste, was die syrischen Christen vom Neuen Testament in ihrer eigenen Sprache besaßen, war eine Evangelien-Harmonie, das berühmte Diatessaron Tatians —, also nicht unsere vier Evangelien, sondern eine Zusammenarbeit derselben, vielleicht unter Zuziehung eines oder mehrerer apokrypher Evangelien. Diese syrische Evangelien-Harmonie ist uns nicht erhalten. Wie weit andere Harmonien, bis hin zu Otfrieds Christ und zum Heliand, von Tatian abhängig sind, ist noch nicht hinreichend geklärt. Unmittelbar bezogen auf Tatians Werk ist lediglich ein Kommentar, den der syrische Kirchenvater Ephrem dazu verfaßt hat. Bis vor ganz kurzer Zeit war dieser Kommentar nur in einer armenischen Übersetzung erhalten. Jetzt ist eine syrische Handschrift gefunden, die in Kürze von der Universität Löwen herausgebracht werden soll. Tatians Diatessaron hat in der syrischen Christenheit tiefe Wurzeln geschlagen. Nachdem später die vier Evangelien getrennt übersetzt waren, ging man mit Feuer und Bannfluch gegen dieses nichtkanonische Buch vor. Aber wenn es auch so gründlich ausgerottet werden konnte, daß wir kein einziges Blatt mehr

davon gefunden haben, es hat in vielen Varianten fortgelebt, die sich nun in den offiziellen Text einschlichen und namentlich bei den syrischen kirchlichen Schriftstellern immer wieder auftauchen.

Es mag manchem erstaunlich erscheinen, daß sich das Neue Testament überhaupt solange halten und ausbreiten konnte, ohne sein griechisches Sprachgewand abzulegen, daß die ersten Übersetzungen erst im zweiten Jahrhundert auftreten, daß der Römerbrief des Paulus nicht lateinisch, sondern griechisch geschrieben ist, ohne daß an eine Übersetzung gedacht zu sein scheint. Zu all dem ist daran zu erinnern, daß in der damaligen Zeit Griechisch die *lingua franca* des gesamten Mittelmeergebietes war und überall da verstanden wurde, wo Handel und Verkehr die Küstengebiete in einen großen Austausch, auch kultureller Art, gebracht hatten. Erst der beginnende Verfall der politischen Macht Roms und der Niedergang des griechischen Sprachinflusses gaben den verschiedenen nationalen Kräften neuen Raum und neuen Auftrieb. Und so ist es sehr charakteristisch, daß die ersten Übersetzungen des Neuen Testaments in die Landessprachen nicht in den großen Küstenstädten, sondern im Landesinnern entstanden. Nicht Antiochia, sondern Edessa brachte die altsyrische Übersetzung hervor. Nicht in Rom, sondern im damals als lateinisches Gebiet zu betrachtenden Nordafrika lagen die Anfänge der altlateinischen Bibel, und entsprechend steht es in Ägypten. Überall setzte sich die Landessprache durch, weil die Gläubigen die griechische Sprache des Kultus und des Kanons je länger, je weniger verstanden. Es ist wohl bekannt, daß in der katholischen Kirche in den letzten Jahren Erwägungen darüber angestellt worden sind, ob und wie weit im Gottesdienst auch der jeweiligen Landessprache Raum zu gewähren sei, ob und wie weit man das einigende weltweite Band der heiligen Sprache des Kultus festhalten müsse. Was aber heute die eigentliche Kirchensprache ist, das Latein, das hat sich im 2. und 3. Jahrhundert gegenüber der heiligen Kirchensprache von damals, dem Griechischen, als Landessprache durchgesetzt.

Ich habe mich bisher ganz auf die ersten Übersetzungen des Neuen Testaments beschränkt; aber den drei genannten sind im Laufe der Jahrhunderte unzählige andere gefolgt, oft genug nicht aus dem griechischen Text geflossen, sondern aus einer Übersetzung wie die arabische aus der syrischen oder die altdeutsche aus der lateinischen. Als eine Übersetzung, die uns besonders nahe liegt, sei die gotische des Bischofs

Wulfila erwähnt. Ihre berühmteste Handschrift ist der *Codex argenteus* in Uppsala, mit silbernen und goldenen Buchstaben geschrieben auf purpurn gefärbtem Pergament.

Eine letzte Gruppe von Zeugen stellen die kirchlichen Schriftsteller dar, die in ihren Lehr- und Streitschriften die Bücher des Neuen Testaments zitiert oder sogar Kommentare dazu geschrieben haben. In den Anfängen freilich, bevor der Kanon feste Gestalt angenommen hatte, etwa bei den sogenannten Apostolischen Vätern, das heißt in den Briefen des Ignatius, des Polykarp, Barnabas, Clemens, im Hirten des Hermas und in der Zwölfapostellehre, ist es oft genug zweifelhaft, ob eine Bezugnahme z. B. auf ein Jesuswort freie Zitierung oder Bezeugung eines alten Textes ist, oder ob wir es — dritte Möglichkeit — gar mit mündlicher Überlieferung zu tun haben, die damals noch umlief. Als Beispiel kann eine Stelle aus der sogenannten Feldrede Jesu dienen, dem lukanischen Gegenstück zur Bergpredigt. Dort liest das kanonische Evangelium (Lk. 6, 27, f): „Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen, segnet, die euch verfluchen, betet für die, die euch mißhandeln“. In der Zwölfapostellehre (1,3) dagegen lesen wir als Herrnwort unter anderem: „Segnet, die euch fluchen, und betet für eure Feinde; fastet aber für die, die euch verfolgen . . . Ihr aber liebet, die euch hassen, so werdet ihr keinen Feind haben.“ Obwohl es nun zum kanonischen Text reichlich Varianten gibt, so erscheint doch in keiner Handschrift das stellvertretende Fasten oder die Verheißung, daß die Liebe alle Feinde überwinden werde. Hier ist vielmehr mit Weiterleben und Weiterbildung einer mündlichen Tradition zu rechnen, aus der auch die Evangelisten geschöpft haben, die aber neben und nach ihnen noch geraume Zeit weiterlief.

Im 3., spätestens im 4. Jahrhundert setzten sich dagegen die 4 anerkannten Evangelien als alleinige Überlieferung der Herrnworte und -taten durch, und die Kirchenväter dürfen, wo sie das Neue Testament zitieren, als Zeugen des zu ihrer Zeit gültigen Textes angesehen werden. Clemens Alexandrinus und Origenes sind im Osten, Cyprian und Viktorin von Pettau im Westen die ersten großen Fundgruben für die Textgeschichte, namentlich soweit sie Kommentare geschrieben haben. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß die Überlieferung der Vaterschriften genauso geschah und genau den gleichen Gefahren der Veränderung ausgesetzt war wie der Bibeltext, eher noch mehr, da sie nicht wie die Heilige Schrift auf besondere Sorgfalt Anspruch hatten. So ist es fast unausbleiblich, daß ein Abschreiber,

der in einer Vaterschrift eine Bibelstelle in ungewohnter Form zitiert fand, sie nach dem ihm und seiner Gegenwart geläufigen Text korrigierte. Dabei geschieht es dann nicht selten, daß das Zitat in der korrigierten Form gar nicht mehr beweist, was es beweisen sollte. In solchen Fällen können wir bisweilen die alte Form des Zitates erschließen und wiederherstellen. Besonders bei den Kommentaren ist das einfach, wenn sich erweist, daß der vorangestellte, auszulegende Vers einen anderen Text bietet, als derjenige ist, der dann ausgelegt wird. Wenn diese Arbeit aber getan ist, bieten die Kirchenväter — und, wie wir sahen, nicht nur die griechischen, sondern auch die lateinischen und nicht zuletzt die syrischen — wertvolle Hilfe für die Wiederherstellung des Originaltextes.

Wir haben damit das Arbeitsmaterial, mit dem es die Textkritik zu tun hat, kennengelernt. Ein paar Talismane mit Bibelsprüchen und die wenigen Tonscherben, auf denen sich als Schreibübungen oder als Gruß biblische Worte finden, können für jetzt beiseite bleiben. Wie aber geht nun die Arbeit mit diesem Material vor sich? Was gibt es für Möglichkeiten, was für Methoden, den Urtext des Neuen Testaments zu erreichen? Die Originale sind verloren. Keine vorhandene Abschrift kann mit dem Original gleichgesetzt oder als Tochter oder auch nur als nähere Verwandte der Urschrift angesehen werden. Auch von den ältesten Handschriften aus ist noch ein beträchtlicher Graben zu überwinden, der sie vom Urtext trennt. Man hat nun lange geglaubt, dieser Situation am besten damit zu begegnen, daß man die Handschrift bestimmte, die sich am häufigsten als vertrauenswürdig erwies, und ihr auch an denjenigen Stellen folgte, wo man keine anderen Kontrollmöglichkeiten hatte. Von diesem Kult der sogenannten besten Handschriften ist die Diskussion noch weithin bestimmt. Aber eine einfache Überlegung zeigt, daß er auf Abwege führt. Wir haben vom Abschreiben der Handschriften schon gesprochen und auch von der Kontamination, das heißt vom Handschriftenvergleich, durch den Varianten aller Art von einer Handschrift in die andere übernommen werden. Damit ist gesagt, daß in jeder Handschrift nicht nur die Fehler stecken können, die auf dem Wege vom Original bis zu ihr durch mehrmaliges Abschreiben entstanden, sondern auch alles das, was aus den etwa verglichenen anderen Exemplaren und ihren sämtlichen Vorfahren als Fehler übernommen wurde. Mit anderen Worten: Wenn eine Handschrift noch so viele vertrauenswürdige Lesarten bietet, so kann dennoch unmittelbar daneben eine fehlerhafte Lesart

stehen, die auf diesem unkontrollierbaren Erbgang eingedrungen ist. Ja, gerade die weithin als beste geltende Handschrift des Neuen Testaments, der Codex Vaticanus (B), ist berüchtigt für seine Sonderlesarten, die zum großen Teil sogar auf den Schreiber dieser Handschrift zurückzugehen scheinen.

Eine andere Möglichkeit, dem Urtext näherzukommen, scheint darin zu liegen, daß man von der ältesten Handschrift ausgeht. Und in der Tat ist es nicht selten ein schwerwiegendes Argument zugunsten einer Variante, wenn sie bereits in früher Zeit nachzuweisen ist. Das Alter der Handschriften kann man mit Hilfe der immer differenzierteren Palaeographie, der Wissenschaft von der Schrift der Alten, heute meist bis auf 25 Jahre genau bestimmen. Sie selbst wissen sicherlich, daß man auch bei uns aus einem handschriftlichen Brief ziemlich sicher sagen kann, ob jemand vor oder nach 1920 schreiben gelernt hat. Das ist nämlich der Zeitpunkt, an dem in den deutschen Grundschulen die Sütterlin-Schrift eingeführt wurde. Wenn es im Altertum auch wesentlich weniger Menschen gab, die des Schreibens kundig waren, so lassen sich entsprechende Wandlungen doch auch dort beobachten und, ausgehend von einigen datierten Handschriften, auch zeitlich fixieren. Das Alter einer Handschrift ist also eine verhältnismäßig sichere und zuverlässige Größe. Dennoch ist auch dieser Weg zum Urtext nicht gangbar, denn es gibt selbstverständlich gute und schlechte Abschreiber, es gibt Handschriften, die viele Einflüsse erlitten, und andere, die davon weniger mitbekommen haben. So können in einer jüngeren Handschrift — ein Beispiel wird das noch zeigen — bessere Lesarten erhalten sein als in einer älteren. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als sich von der Frage nach guten oder schlechten Handschriften überhaupt freizumachen und den Text Satz für Satz zu rekonstruieren zu suchen, ganz gleich, ob man damit im wesentlichen dieser oder jener Handschrift folgt. Hätte *eine* Handschrift den Urtext, so brauchten wir keine Textkritik; aber der Urtext weicht mit Sicherheit von jeder vorhandenen Handschrift ab.

Wie eine solche Rekonstruktion überhaupt möglich ist, das bleibt nun an einigen Beispielen zu zeigen. Die Methode besteht kurz gesagt darin, daß man die von den Abschreibern und Korrektoren verursachten Veränderungen rückgängig macht. Nur ist das leichter gesagt als getan. Denn wenn eine Textstelle in den Handschriften in zwei verschiedenen Formen überliefert ist, so ist es ja gerade die Frage, welche von ihnen den Originaltext und welche eine Verbesserung oder einen

Fehler bietet. Denkbar ist sogar, daß keine von beiden den Originaltext erhalten hat, daß man ihn also erschließen muß. Aber das beschränkt sich auf ganz seltene Fälle, und von Konjekturen wird im allgemeinen nur sparsam Gebrauch gemacht. Da aber die Frage grundsätzlich offen ist, welche von zwei Varianten den echten Text bietet, müssen wir zu erkennen suchen, welche am ehesten als Veränderung der anderen zu verstehen ist. Und so steht am Anfang aller Textkritik ein gründliches Studium der vorkommenden Abschreibefehler. Man unterscheidet dabei zwischen unabsichtlichen und absichtlichen Veränderungen. Zu den ersteren gehört zum Beispiel, wenn der Schreiber sich verlesen hat, wie es bei der bereits erwähnten Stelle mit ΠΟΜΑ statt ΠΙΜΑ gewesen sein mag. Übrigens steckt auch im Verlesen immer so etwas wie eine Absicht, ein Vorurteil nämlich, das vom Text Bestimmtes erwartet: „trinken“ schien als Objekt den Trank zu fordern. Aber auch Verschreibungen aller Art gehören zu den unabsichtlichen Veränderungen, die zunächst einen unverständlichen Text ergeben und dann bisweilen vom nächsten Abschreiber verbessert werden, aber in falscher Richtung — eine Kombination von Versehen und Absicht. Wenn z. B. das Wort ΕΓΕΝΕΤΟ (er wurde) verschrieben war in ΕΑΕΝΕΤΟ — was kein griechisches Wort ist —, so sah sich der nächste Abschreiber geradezu gezwungen, daraus wieder ein verständliches Wort zu machen, verbesserte es aber vielleicht in ΕΑΕΓΕΤΟ (man sagte von ihm) und gab ihm damit einen völlig anderen Sinn. Eine große Rolle spielten auch die Hörfehler, wenn der Text dem Abschreiber, oder gleich mehreren Abschreibern, diktiert wurde. Und das um so mehr, als gerade zur Zeit der Entstehung des Neuen Testaments im Griechischen der Itazismus sich durchsetzte, eine Lautverschiebung, bei der eine ganze Reihe vorher unterschiedener Vokale und Diphthonge zusammenfielen in ein langes i. Wir heute können uns in solchen Fällen mit der offiziellen Orthographie behelfen und in der Schrift sofort ausdrücken, ob wir mit der Silbe „fil“ die Vergangenheitsform von „fallen“ meinen oder das unbestimmte Zahlwort „viel“. Aber eine solche Orthographie setzte sich in den Bibelhandschriften erst Jahrhunderte später durch. Wir müßten sogar im Original eines Paulusbriefes, wenn wir es morgen auffänden, viele Verstöße gegen die spätere Orthographie erwarten, die es damals noch nicht gab. Da aber in der Aussprache manche Indikativ- und Konjunktivformen zusammenfielen, läßt sich z. B. textkritisch nicht entscheiden, ob Paulus an der berühmten Stelle Röm. 5, 1 sagen wollte ΕΧΟΜΕΝ „wir haben Frieden mit Gott“ oder

ΕΧΟΜΕΝ „laßt uns Frieden haben mit Gott“. Das muß vielmehr aus dem Zusammenhang erschlossen werden. Auch wir haben ja im Gespräch selten Schwierigkeiten, zu entscheiden, ob der andere „fiel“ oder „viel“ sagen will.

Von den übrigen Schreibversehen nenne ich nur noch zwei. Zunächst das Abirren von einem Textstück zu einem gleichlautenden anderen unter Auslassung des dazwischen liegenden, das sogenannte Homoioteleuton. Es tritt besonders dann leicht ein, wenn zwei Zeilen mit den gleichen Wörtern enden oder beginnen. Hierfür findet sich wieder ein Beispiel in der Bergpredigt. Mt. 5, 19 lautet in unseren Ausgaben: „Wer nun eines dieser kleinsten Gebote auflöst und die Menschen demgemäß lehrt, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber tut und lehrt, der wird groß heißen im Himmelreich.“ Zwei Sätze enden also kurz nacheinander mit der Wortgruppe „heißen im Himmelreich“ (sc. dem griechischen Äquivalent). Der berühmte Codex Sinaiticus, eine der beiden ältesten Vollbibeln, die wir besitzen, läßt den ganzen zweiten Satz aus, ist also mit dem Auge vom ersten „heißen im Himmelreich“ zum zweiten abgeirrt. Eine andere alte Handschrift (D) springt noch weiter, nämlich bis zu dem Wort „Himmelreich“ im folgenden Vers (5, 20). Das andere Schreibversehen tritt immer wieder dann ein, wenn z. B. nach oder innerhalb einer Reihe von Genitiven ein Nominativ erscheint; dann schlägt manchmal, ohne Rücksicht auf Syntax und Sinngehalt, der Genitiv einfach durch.

Aber wichtiger und für die kritische Arbeit brauchbarer als die Schreibversehen sind die absichtlichen Veränderungen. Es finden sich Stilglättungen aller Art, z. B. durch Umstellung von Wörtern, Beseitigung von Härten im Ausdruck, Ergänzung eines ursprünglich nicht besonders genannten Subjekts, und anderes mehr. Bezeichnend ist auch eine gelegentliche Verfeinerung der Sprache, um die sich die Abschreiber bemühen. Das Griechisch der Ungebildeten und kleinen Leute, in deren Mitte z. B. die Evangelien entstanden waren, genügte später den Ansprüchen einer Kirche nicht mehr, die den Siegeszug durch die alte Welt angetreten hatte und Staatskirche geworden war. So finden wir beispielsweise in der Erzählung von der Heilung des Gichtbrüchigen ein spätgriechisches Wort unbekannter Herkunft für die Trage, auf der man den Gelähmten zu Jesus brachte und durch das aufgedeckte Dach herabließ vor seine Füße, ΚΡΑΒΑΤΟΣ. Von den Attizisten wird das ausdrücklich abgelehnt. Schon Matthäus und Lukas, die Markus benutzen, ersetzen ΚΡΑΒΑΤΟΣ durch griechische Wörter wie

KAINH oder KAINIΔION. Aber auch Clemens Alexandrinus gebraucht ein feineres, griechisch besseres Wort, wenn er dies Herrnwort zitiert (ΣΚΙΜΠΙΟΥΣ paed. I 2, 6, 3). Immerhin gab es Gegentendenzen, die bewußt beim alten bleiben wollten. Sozomenos erzählt, daß ein Bischof auf einer Versammlung um 350, der das „barbarische“ Wort ΚΡΑΒΑΤΟΣ ebenfalls durch ΣΚΙΜΠΙΟΥΣ ersetzte, sich sagen lassen mußte: „Bist du besser als der, der ΚΡΑΒΑΤΟΣ gesagt hat, daß du dich schämst, seine Worte zu gebrauchen?“ Aber es gab auch andere Gründe, alte Wörter durch andere zu ersetzen, dann nämlich, wenn die alten Wörter außer Gebrauch gekommen waren oder ihre Bedeutung verändert hatten. Hierzu nur ein Analogiebeispiel: Wir würden Luthers Übersetzung an gewissen Stellen heute einfach nicht mehr verstehen, wenn wir seine ursprünglichen Worte unverändert ließen. So übersetzt er das Herrnwort Mt. 10, 35: „Ich bin kommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger.“ Wenn wir statt „Schnur“ nicht „Schwiegertochter“ sagen, wird es schwerlich jemand verstehen. Solche Veränderungen des Urtextes gibt es natürlich auch in der Tradition der griechischen Bibel, freilich lange nicht so zahlreich wie in unserer Lutherbibel.

Absichtliche Korrektur ist es, wenn in der Leidens- und Auferstehungsweissagung Mk. 8, 31 einige Zeugen „am dritten Tage“ schreiben statt „nach drei Tagen“. Damit ist die Zeit vom Karfreitag bis zum Ostermorgen genauer angegeben als mit dem letzteren Ausdruck. Aber gerade das spricht gegen die Ursprünglichkeit der genauen Angabe. Das Bedürfnis, Weissagung und Erfüllung aufeinander abzustimmen, ist nur zu natürlich. Dagegen ist nichts zu entdecken, was dazu bewegen haben sollte, die Genauigkeit der Entsprechung, die in den Worten „am dritten Tage“ lag, nachträglich herabzumindern. Da die ungenaue Angabe viel zahlreicher bezeugt ist, müßte das sogar ein sehr starkes Motiv gewesen sein. Hat man aber von zwei Lesarten die eine als naheliegende Veränderung erkannt, so darf die andere als Originaltext angesehen werden.

Eine besondere Quelle von Textveränderungen ist in den Evangelien die gegenseitige Angleichung. Besonders die drei ersten Evangelien, die Synoptiker, erzählen bekanntlich zum großen Teil die gleichen Begebenheiten, überliefern die gleichen Herrnworte. Aber sie tun es jeder auf seine Weise. Auch die Worte Jesu sind oft verschieden überliefert. Z. B. werden in der Bergpredigt bei Mt. selig gepriesen „die Armen im Geist“, Lk. begnügt sich mit einem bloßen „ihr Armen“.

Je länger, desto mehr gaben solche Verschiedenheiten in der Christenheit Anstoß. Sollte der Herr einmal so, ein andermal so geredet haben? Sollte einer der Evangelisten unzuverlässig sein? Die Klarheit und Wahrheit der Offenbarung schien zu verlangen, daß offensichtlich gleiche Traditionen auch wörtlich übereinstimmten. Und so haben in unserem Falle eine ganze Reihe von Handschriften, auch bei Lukas eingefügt „im Geist“ und damit die Übereinstimmung mit Mt. hergestellt. Dabei mag der Abschreiber im besten Glauben gehandelt und gemeint haben, seine Vorlage habe die Worte „im Geist“ nur versehentlich ausgelassen. Für solche Angleichungen gibt es Tausende von Beispielen. Aber überwiegend hat sich doch der Matthäus-Text in den anderen Evangelien durchgesetzt, nicht umgekehrt. Die Häufigkeit harmonistischer Varianten bei Matthäus verhält sich zu der bei Lukas wie 11:23, für Markus ist die Verhältniszahl sogar 25.

Angleichung hat dafür gesorgt, daß im Lukasevangelium weithin die gleiche Form des Vaterunsers steht wie bei Matthäus. Ursprünglich fehlte aber dort die dritte und die siebente Bitte, wie noch viele Handschriften beweisen. „Angleichung“ fand in diesem Falle nicht nur ans Matthäusevangelium statt, sondern vor allem an das täglich mehrfach gebetete Vaterunser. Seine dominierende Rolle scheint sogar bis auf ganz geringe Spuren in zwei späten Minuskeln und einem Väterzeugnis eine ganz andere Bitte verdrängt zu haben, die möglicherweise im Originaltext des Lukas stand. Sie lautete: „Dein heiliger Geist komme auf uns und reinige uns.“ Der Ketzler Marcion (144 exkommuniziert), der nur das Lukasevangelium anerkannte, las sie dort jedenfalls.

Manchmal kann man auch verfolgen, wie eine anfängliche Absicht erlahmt. Das sieht dann folgendermaßen aus: In den Worten der Bergpredigt über Almosengeben, Beten und Fasten (Mt. 6, 1 ff.) lesen wir bei allen drei Spruchgruppen am Ende: „und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich“. Das ist wenigstens der Text der Lutherbibel. Aber viele alte Handschriften lassen das Wort „öffentlich“ aus. Und zwar nimmt Zahl und Gewicht der Zeugen für die Auslassung von der ersten Stelle zur zweiten deutlich erkennbar, von der zweiten zur dritten ganz auffallend zu. Dieser Tatbestand erklärt sich dann am leichtesten, wenn Handschriften ohne das dreimalige „öffentlich“ abgeschrieben wurden von Schreibern, die den Text mit dem Worte „öffentlich“ im Ohr hatten und ihn nicht anders kannten. Kamen sie an die erste Stelle, so setzten sie das Fehlende selbstverständlich ein. Der vorige Abschreiber hatte es anscheinend versehentlich

ausgelassen. Bei der zweiten Stelle wurde dieser und jener schon stutzig und fügte das „öffentlich“ nicht mehr hinzu, daher nimmt die Zahl der Zeugen ohne das Wort etwas zu. Beim dritten Mal mußten auch solche Abschreiber stutzig werden, die bis dahin an ein Versehen glaubten. So kommt die große Zahl von Zeugen zustande, bei denen „öffentlich“ erst an der dritten Stelle fehlt. Verbesserung an der ersten und zweiten Stelle hätte die Handschrift verunstaltet und war deshalb ohnehin nicht beliebt. Macht man alle die Veränderungen rückgängig, so kommt man zu einem Urtext, der an keiner Stelle „öffentlich“ liest. Das Wort ist vielmehr eine alte Hinzufügung, die aus einem anderen Jesuswort ergänzt ist, nämlich Mk. 4, 22 „Nichts ist verborgen, was nicht öffentlich werden wird“. Wegen des guten rhetorischen Gleichklanges bürgerte sie sich schneller und fester ein als ähnliche andere Zusätze. Aber Urtext ist sie nicht.

So also geht der Weg zum Urtext, daß man Satz für Satz die Varianten daraufhin prüft, ob sie sich als Verbesserungen verraten, und jeweils diejenigen als Original annimmt, von denen sich die restlichen am leichtesten ableiten lassen. Oft wird man zu keiner Entscheidung kommen. Überhaupt ist das Ganze auf Wahrscheinlichkeitsurteile beschränkt; der Urtext des Neuen Testamentes muß seiner Natur nach eine Hypothese sein und bleiben.

Wenn man nun bedenkt, daß, wie eingangs erwähnt, die Textkritik an keiner Stelle wirkliche Entscheidungen über den Inhalt der neutestamentlichen Botschaft herbeiführen würde, selbst wenn sie zu ganz „sicheren“ Ergebnissen käme —, so erhebt sich wohl die Frage, ob eine solche mühevoll und unergiebig Arbeit überhaupt eine Daseinsberechtigung habe. Darüber zum Schluß noch ein paar Worte.

Der christliche Glaube gründet sich auf ein Stück menschlicher Geschichte. Wollte er sich davon lösen, so würde er zur Philosophie, zur Spekulation, zur Lebensweisheit oder wie man es nennen mag. Er würde jedenfalls aufhören, das zu sein, was er von Anfang an und seither durch fast zweitausend Jahre gewesen ist: Bekenntnis zu dem Gesandten Gottes, der als der Mensch Jesus von Nazareth zu den Menschen gekommen ist. Die Geschichtsbezogenheit des christlichen Glaubens erlaubt ihm nicht, die Urkunden des Glaubens so zu lesen, als wollten sie keine geschichtlichen Vorgänge, sondern zeitlose Wahrheiten verkünden. Sonst könnte man sich vielleicht darüber unterhalten, ob man sich nicht auf eine Textform einigen sollte, die diese Wahrheit am verständlichsten ausdrückte. Nun aber sind es gerade

jene Geschehnisse, von denen das Neue Testament — wie undeutlich immer — Kunde gibt, auf die der Glaube sich bezieht. Daher muß er immer wieder zurückfragen nach seinem Grund und Anfang, und er kann niemand anders fragen als die ersten Zeugen und muß alles aus dem Wege zu schaffen suchen, was deren Stimme verändert hat. Das ist zwar eine nach menschlichem Ermessen wohl niemals zu beendende Arbeit, aber sie unterlassen hieße aufhören, danach zu fragen, was die Apostel wirklich geredet und geschrieben haben. Das wäre der Anfang aller Willkür.

Mag man angesichts der textkritischen Aufgabe die unübersehbare Menge der Zeugen, die vielfältige Aufspaltung der Textüberlieferung als Last empfinden —, die Last birgt zugleich eine köstliche Gabe und Freiheit. Die alte Versuchung der Kirche und ihrer Theologie, sich an den Buchstaben zu klammern statt an den Geist, der aus der Schrift redet, stößt hier auf eine nicht zu überschreitende Schranke. Wenn der Buchstabe in jeder Zeile des Neuen Testamentes in Varianten überliefert ist, wenn an nicht wenigen Stellen noch lange ein „Unentschieden“ die einzig mögliche Auskunft sein wird, dann muß jeder Buchstabenglaube sich darauf besinnen, daß er immer dem Ganzen der Schrift gegenübersteht und aus ihm sich berufen und führen lassen soll. Ein Text aus lauter Buchstaben, oft undeutlichen Buchstaben, ein Text, der in mühsamer Kleinarbeit gereinigt werden muß vom Staube der Jahrhunderte —, ein solcher Text ist es gleichwohl, aus dem Gott zu den Menschen reden und ihnen sein Heil schenken will. Das macht auch die Textkritik zu einer fröhlichen Sache.